



TITLE:

Der Herrenblick schon im ersten Weltkrieg : (zu Ernst Jüngers "In Stahlgewittern", 1920)

AUTHOR(S):

Momber, Eckhardt

CITATION:

Momber, Eckhardt. Der Herrenblick schon im ersten Weltkrieg : (zu Ernst Jüngers "In Stahlgewittern", 1920). ドイツ文学研究 1985, 30: 1-13

ISSUE DATE:

1985-03-30

URL:

<http://hdl.handle.net/2433/184994>

RIGHT:

Der Herrenblick schon im ersten Weltkrieg

(zu Ernst Jüngers "In Stahlgewittern", 1920)

Eckhardt Momber

"Der Zug hielt in Bazancourt, einem Städtchen der Champagne. Wir stiegen aus. Mit ungläubiger Ehrfurcht lauschten wir dem langsamen Takte des Walzwerkes der Front, einer Melodie, die uns in langen Jahren Gewohnheit werden sollte. Ganz weit zerfloß der weiße Ball eines Schrapnells im grauen Dezemberhimmel. Der Atem des Kampfes wehte herüber und ließ uns seltsam erschauern. Ahnten wir, das fast alle verschlungen werden sollten an Tagen, in denen das dunkle Murren dahinten aufbrandete zu unaufhörlich rollendem Donner? Der eine früher, der andere später?

Wir hatten Hörsäle, Schulbänke und Werkische verlassen und waren in den kurzen Ausbildungswochen zu einem großen, begeisterten Körper zusammengeschmolzen. Aufgewachsen im Zeitalter der Sicherheit, war in uns allen die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, nach der großen Gefahr. Da hatte uns der Krieg gepackt wie ein Rausch. In einem Regen von Blumen waren wir hinausgezogen, in einer trunkenen Stimmung von Rosen und Blut. Der Krieg mußte es uns ja bringen, das Große, Starke, Feierliche. Er schien uns männliche Tat, ein fröhliches Schützengefecht auf blumigen, blutbelauchten Wiesen. Kein schöner Tod ist auf der Welt... Ach, nur nicht zu Hause bleiben, nur mitmachen dürfen!"(1)

So waren sie losgezogen in den ersten Weltkrieg.

Junge, auch ältere deutsche Soldaten, und mit ihnen waren tiefe Zuneigung und beste Wünsche des deutschen Volkes. Die Entfesselung des ersten Weltkrieges wurde als großartige, einmalige Gelegenheit erlebt, aus dem ebenso öden wie

tyrannischen Alltag, aus dem stickigen Frieden der wilhelminischen Ära auszubrechen.

So gesehen, beschreibt Ernst Jünger eine kulturhistorische Tatsache. Es hatte eine Kriegsseligkeit, einen chauvinistischen Taumel gegeben, der weiteste Teile der Bevölkerung in Deutschland mitriß. Aber nur vorübergehend—im Dezember 1914, Jünger spricht von einem Dezembermorgen, war die innere Bereitschaft für den Völkermord so gut wie verflogen. Der deutsche Siegeslauf bis nach Paris und die deutsche Weihnacht dann wieder daheim im trauten Familienkreis, dieses Kriegsziel blieb ein Wunschtraum der 'Gemeinen', der gewöhnlichen Soldaten. Nicht so leicht kriegsmüde wurden die führenden Politiker und ihr Generalstab, die deutsche Offiziersclique, Jünger inbegriffen. Für diesen Autor war der erste Weltkrieg die Fortsetzung seiner "Afrikanischen Spiele" in Mitteleuropa.

Wie war das möglich?

Wie kommt es, daß Menschen den Krieg am eigenen Leibe erfahren und erlitten haben können und dennoch nicht Nein zum Krieg sagen? Diese Frage stellte sich vielen Menschen, unter ihnen die pazifistisch gesonnenen Schriftsteller noch während des ersten Weltkrieges, vor und nach 1933 und erst recht während des zweiten Weltkrieges. Die Frage nach dem Ja zum Krieg, einem uralten Ja, stellt sich nach zwei Weltkriegen und vor einem drohenden dritten, diesmal nuklear organisierten Weltkrieg schärfer denn je. Kommt es zu diesem Krieg, dann wird es keine Stahlgewitter mehr geben. Am Ende des zweiten Weltkrieges haben Menschen in Hiroshima und Nagasaki ein Vorspiel dessen erlebt, was tatsächlich geschehen könnte.

Ernst Jüngers "In Stahlgewittern" ist ein nützliches Beispiel dafür, wie Menschen Krieg erleben und trotzdem nicht Nein dazu sagen. Jüngers Erlebnis des ersten Weltkrieges könnte uns heute als negatives Lehrbeispiel dienen. Es lohnt sich, seine bestimmte Art, moderne Kriegswirklichkeit wahrzunehmen, näher zu betrachten

Als gleich am ersten Tag an der Westfront unmittelbar in Jüngers Nähe Geschosse einschlagen, unterscheidet er zwischen

seiner eigenen und der Reaktion der anderen Soldaten. "Wieder ertönte ein eigenartiges, nie gehörtes Flattern und Rauschen über uns und ertrank in polterndem Krachen. Ich wunderte mich, daß die Leute um mich her sich mitten im Laufen wie unter einer furchtbaren Drohung zusammenduckten. Das Ganze erschien mir etwas lächerlich; etwa so, als ob man Menschen Dinge treiben sieht, die man nicht recht versteht."(2)

Natürlich ist die Unbekümmertheit auch eine Art Selbstdarstellung, ein Herausstreichen der eigenen Unerschrockenheit. Aber es zeigt sich mehr. Haltung bewahren, in jedem Fall nach außen und vor den anderen Haltung bewahren. Das galt nicht nur als deutsche Tugend. Keine Betroffenheit zeigen. Was man wahrnimmt, das ist nicht wirklich da, nicht wirklich geschehen. Die Wirklichkeit zeigt sich durch einen Filter.

"Mit einem merkwürdig beklommenen Gefühl der Unwirklichkeit starrte ich auf eine blutüberströmte Gestalt mit lose am Körper herabhängendem und seltsam abgeknicktem Bein, die unaufhörlich ein heiseres 'Zu Hilfe' hervorstieß, als ob ihr der jähe Tod noch an der Kehle säße."(3)

Seltsames Wesen mit "abgeknicktem Bein", als wär's irgendein Insekt! In jedem Fall lebt es schließlich noch. Soll sich nicht so haben: das ist Jüngerscher Zynismus zwischen den Zeilen! Weiter heißt es in der Phase des Nachsinnens und Verarbeitens dieses Erlebnisses: "Das war so rätselhaft, so unpersönlich. (...) Das völlig außerhalb der Erfahrung liegende Ereignis machte einen so starken Eindruck, daß es Mühe kostete, die Zusammenhänge zu begreifen. Es war wie eine gespenstische Erscheinung am hellen Mittag."(4) Für den Autor und seine Leser—während des ersten Weltkrieg's und danach—war es eine erste Erfahrung, aber eine wirkliche, keine gespenstige. Jünger bevorzugte das Gespenstige. Das faszinierte ihn stärker als das Wirkliche: dabei verreckt ein Mensch vor seinen Augen, zu mindest ist er in höchster Lebensgefahr.

Zweierlei fällt auf, erstens die Wucht des Wahrgenommenen und zweitens seine Irrationalisierung. Das erste betäubt, das zweite führt in die Irre. Das ist Jüngers vielgerühmtes 'magisches

Verhältnis zum Krieg'. Jünger bietet seinem Leser die wahrgenommene Kriegswirklichkeit bei abgeblocktem, auf der Flucht befindlichen Bewußtsein. "Ich fühlte meine Augen wie durch einen Magneten an diesen Anblick geheftet, gleichzeitig ging irgendeine tiefe Veränderung in mir vor." (5) Welcher Art ist und in welche Richtung führt diese Veränderung? Das sagt uns dieser Augenzeuge des modernen Krieges nicht.

"Im Gespräch mit meinen Kameraden merkte ich, daß dieser Zwischenfall manchem die Kriegsbegeisterung bereits sehr gedämpft hatte. Daß er auch auf mich stark gewirkt hatte, bewiesen zahlreiche Gehörtäuschungen, die mir das Rollen jedes vorbeifahrenden Waggon in das fatale Geräusch der Unglücksgranate verwandelten.

Das sollte uns übrigens durch den ganzen Krieg begleiten, dieses Zusammenfahren bei jedem plötzlichen und unerwarteten Geräusch. Ob ein Zug vorüberrasselte, ein Buch zu Boden fiel, ein nächtlicher Schrei erscholl—immer stockte der Herzschlag für einen Augenblick unter dem Gefühl einer großen und unbekannten Gefahr. Es war ein Zeichen dafür, daß man vier Jahre lang unter dem Schlagschatten des Todes stand. So tief wirkte das Erlebnis in dem dunklen Land, das hinter dem Bewußtsein liegt, daß bei jeder Störung des Gewöhnlichen der Tod als mahnender Pförtner in die Tore sprang wie bei jenen Uhren, über deren Zifferblatt er zu jeder Stunde mit Sandglas und Hippe erscheint." (6)

Wird Jünger vom Tod angesprungen, dann springt er gleich ins finstere Mittelalter: der Tod als mahnender Pförtner mit Sandglas und Hippe. Ein Anderer, einer der wie Jünger in den Krieg zog, aber zu wissen glaubte, daß er sterben muß, der konnte seine Erfahrung des modernen Material-Krieges, insbesondere seine ungewöhnliche Akustik ganz anders ausdrücken:

Die Schlacht bei Saarburg
Die Erde verschimmelt im Nebel.
Der Abend drückt wie Blei.
Rings reißt elektrisches Krachen
Und wimmernd bricht alles entzwei.
Wie schlechte Lumpen qualmen

Die Dörfer am Horizont.
Ich liege gottverlassen
In der knatternden Schützenfront.
Viel kupferne feindliche Vögelein
Surren um Herz und Hirn.
Ich stemme mich steil in das Graue
Und biete dem Tode die Stirn.

(am 16. Sept. 1914 aus dem Felde abgeschickt)(4)

Der moderne Krieg, statt in geschwollener Prosa, in nüchternen, eher schlichten Briefzeilen eines Gedichts. Alfred Lichtensteins Realismus blieb künstlerisch bescheiden. Er leistete sich ganz wenige, winzigste Verfremdungen—und schon entsteht vor unseren Augen der erste Weltkrieg, wie er gewesen sein könnte: stinkend unter einem Himmel, den die Vögel hatten räumen müssen; eine Herausforderung für jeden Menschen.

Ernst Jünger und alle anderen in 'Stahlgewittern' Gestählten, um Haltung Bemühten, das waren nicht die wirklich Starken und Tapferen dieses Krieges. Er und andere überlebten, blieben äußerlich heil. Innerlich waren sie zu Krüppeln Geschlagene. Man konnte den Krieg auch so überstehen: einbalsamiert als Mumie.

Da gab es die Wechselbäder zwischen Eintönigkeit und Überraschung, schleppender Gleichgültigkeit und erregter Aufmerksamkeit. Nicht schlafen dürfen, Wache schieben müssen, tage- und nächtelang. Das konnte wohl eine reduzierte Wahrnehmungsfähigkeit herbeiführen.

“Ich machte hier (...) die Beobachtung, daß es eine Art des Grauens gibt, die fremdartig ist wie ein unerforschtes Land. So spürte ich in diesen Augenblicken keine Furcht, sondern eine hohe und fast dämonische Leichtigkeit; auch überraschende Anwandlungen eines Gelächters, das nicht zu bezähmen war.”

Ernst Jünger berichtet von einer Spitzenzeit des Frontalltags: “Hunderte von schweren Batterien krachten um uns in Combles, unzählige Granaten kreuzten sich heulend und fauchend über uns. Alles war in dichten Rauch gehüllt, der von bunten Leuchtkugeln unheimlich bestrahlt wurde. Bei heftigen Kopf- und Ohren-

schmerzen konnten wir uns noch durch abgerissene, gebrüllte Worte verständigen. Die Fähigkeit des logischen Denkens und das Gefühl der Schwerkraft schienen aufgehoben. Man hatte das Empfinden des Unentrinnbaren und unbedingt Notwendigen wie einem Ausbruch der Elemente gegenüber. Ein Unteroffizier des drittens Zuges wurde tobsüchtig.”(8) Die Materialschlachten des ersten Weltkrieges verschonten auch die nicht, die sie überlebten. Ernst Jünger deutet auf Spuren in der Wahrnehmung derer, die äußerlich heil blieben. Nicht diese Spuren sind in Frage zu stellen. Tief eingegraben und schwer lesbar, wie sie sind, gilt es, sie freizulegen. Ich möchte unterscheiden zwischen einer historisch-konkreten Frontalltagsspur und der Spurendeutung Jüngers. Er will die Aufmerksamkeit auf irrales Geschehen wie den “Ausbruch der Elemente” lenken.

Ein Beispiel unter vielen: Jünger unternimmt einen Morgenspaziergang und wird zu einem Schlachtenbummler eigener Art:

“Mit besonderer Stärke prägte sich meiner Erinnerung das Bild der aufgerissenen und dampfenden Stellung ein, wie ich sie kurz nach dem Angriff durchschritt. Die Tagesposten waren schon aufgezo-gen, aber die Gräben noch nicht aufgeräumt. Hier und dort waren die Postenstände mit Gefallenen bedeckt, und zwischen ihnen, gleichsam aus ihren Körpern hervorstehend stand die neue Ablösung am Gewehr. Der Anblick dieser Gruppe rief eine seltsame Erstarrung hervor—als ob sich für einen Augenblick der Unterschied von Tod und Leben zu verwischen schien.”(9)

Die noch lebenden mußten unter den schon toten Soldaten ausharren. Das ist Sache eines militärischen Befehls. Der wacheschiebende Soldat achtet Kraft seiner realen Existenz mit strenger Genauigkeit auf den in seiner unmittelbaren Umgebung immer feiner werdenden Unterschied zwischen Leben und Tod. Als-Ob-Betrachtungen kann er sich nicht hingeben. Jünger, befehlsgewaltiger Offizier unter anderen, verwischt diesen existentiellen Unterschied. Er kann sich seinen Irrationalismus leisten. Er darf das Leben des Wachsoldaten, auf den nächsten Angriff und seinen möglichen eigenen Tod wartend, mit dem Tod

verschmelzen. Ja, er scheint seine Betrachtungen zu lieben.

Jüngers Morgenspaziergang ist noch nicht beendet. Mit dem scharfen Blick eines Vernichtungsflaneurs entdeckt er ein "... schönes, gestreiftes Hemd, das neben einem auseinandergerissenen Offiziersgepäck lag" Es gefällt ihm so, daß er sich rasch seiner Uniform entledigt und sich "von Kopf bis Fuß mit neuer Wäsche" versieht. "Ich freute mich über das angenehme Kitzeln des frischen Leinens auf der Haut." (10)

Da mußte schon jemand vor Jünger geplündert haben, ein alltäglicher Vorgang während des Krieges, der nicht weniger als die allgemeine, auch vor dem Offizier Jünger nicht haltmachende Verrohung der Menschen demonstriert. In besonderer Weise auffällig ist der Genuß, den Jünger dabei empfindet und beschreibt. Er genießt sich auf eine kalte Weise, sich als Schriftsteller im Krieg. Ernst Jünger war einer der Ästheten des ersten Weltkrieges.

Von der Aufhebung der Unterscheidung zwischen Mein und Dein ist es nicht mehr weit bis zum Auslöschen der Trennungslinie zwischen Leben und Tod, und von dort ist es nur noch ein Katzensprung bis zu Mord- und Massakriergelüsten.

Das ist die letzte Konsequenz aus der Jüngerschen Wahrnehmung des modernen Krieges.

Verläßt Jünger den Bereich der Betrachtung und des Ästhetischen, dann zeigt er sich ganz unverstellt. Jetzt bekennt er Farbe. Wird er aktiv, läßt er alle intellektuelle Weite und Umsicht wie seinen Offiziersmantel fallen und wird zum Bodenkämpfer. Jetzt ist er nur noch Hinterkopf, denkend in kleinen Radien, blind auf den 'Feind' abgerichtet, über Leichen gehend.

"In einer Mischung von Gefühlen, hervorgerufen durch Blutdurst, Wut und Trunkenheit, gingen wir im Schritt schwerfällig, doch unaufhalthar auf die feindlichen Linien los. Ich war weit vor der Kompanie, gefolgt von Binke und einem Einjährigen, namens Haake. Die rechte Hand umklammerte den Pistolenschaft, die linke einen Reitstock aus Bambusrohr. Ich kochte vor rasendem Grimm, der mich und uns alle auf eine unbegreifliche Weise befallen hatte. Der übermächtige Wunsch

zu töten beflügelte meine Schritte. Die Wut entpreßte mir bittere Tränen.”(11)

Die Distanz zwischen sich und der kriegsalltäglichen Mordpraxis einmal aufgehoben, wird Jünger selber ein unaufhaltsamer, hemmungsloser Mörder. In Händen ein Bambusstöckchen und eine Pistole—nicht die schweren Munitionskästen, Maschinengewehre oder Säcke voller Handgranaten—: da läßt es sich trefflich weinen. Da hat das Töten noch unter Tränen den leichten Schritt der Offiziere. Kriegsherren. Da knallt man einen Engländer einfach nieder, wie man sich einen Hasen abknallt in Friedenszeiten. Da gibt es nach getaner Arbeit Mühe einen kräftigen Feierabendschluck. Die Kognacflasche steht immer bereit. Das ist die Wahrnehmung der Herren im Kriege, ihren Herrenblick.

Wie nun sahen die Knechte den Krieg?

Ernst Jünger war Herr genug, nicht viel von ihnen zu wissen. Da müßten wir schon andere Autoren fragen, Oskar Maria Graf und Ludwig Renn etwa, um nur diese Namen aus dem breiten und bis heute so gut wie unbekannt gebliebenen Spektrum der von Erich Maria Remarque nur angeführten pazifistischen, sowie der vor allem durch Adam Scharrer repräsentierten proletarisch-revolutionären Literatur über den Krieg (1914–1933) zu nennen.(12)

Töten-Wollen-Müssen, das war nicht nur den Herren vorbehalten. Aber jener übermächtige Wunsch zu töten, wie ihn Jünger empfunden haben will, kann sich bei den einfachen Soldaten nicht so leicht eingestellt haben. Schwerer als das, was der einfache Soldat Tag für Tag an Mordinstrumentarium durch den Krieg schleppte, muß die Angst um das eigene Leben gewogen haben. Jüngers Bursche Binke z.B. sorgte zwar in rührender Weise für das leibliche Wohl seines Herren, und er scheint es gerne getan zu haben, so gerne wie ein Lehnsmann im Mittelalter.

Aber Binke ist zugleich der schlaue Soldat des modernen Kriege. Er weiß um die Vorteile, die ihm seine Unterwürfigkeit bringen wird. Und es sind nicht nur materielle Vorteile, die er im Auge behält. Noch lange nach dem Krieg bittet er seinen

Herren um ein Photo. Binke wünscht sich nicht nur Erinnerung an Gemeinsames zwischen Herr und Knecht, Erinnerung an den Krieg. Das Photo stiftet Sinn nach sinnlosem, mörderischen Tun. So hilft der Herr dem Knecht aus seiner Not!

Ernst Jünger ist ein ichbessener Autor. Er selbst, sein Bursche vielleicht noch, niemand sonst erhält ein besonderes Profil. Um ihn leben, laufen die Menschen, meistens fallen sie hin, oft stehen sie nicht wieder auf. So der eben erwähnte Einjährige Haake. Der bleibt liegen. Er war einer derjenigen, die als bestimmter historischer Typ auffielen. Es war der Typ des Kriegsfreiwilligen von 1918. Das müssen damals wahre Monster von Menschen gewesen sein, fürchterlich genug, um in jedem heutigen Horrorfilm mitzuwirken. Derzeit lag der Krieg in letzten Zügen. In Deutschland gab es immer weniger Menschen, die nicht kriegsmüde geworden waren. Die November-revolution hatte sich angebahnt. Aber Jünger begeisterte sich für die letzten Freiwilligen des ersten großen, international organisierten Völkermordens unserer Geschichte.

“Ich lernte hier einen neuen Schlag von Kämpfern kennen—den Kriegsfreiwilligen von 1918, allem Anschein nach von der preußischen Disziplin sehr wenig durchgeformt, aber mit guten kriegerischen Instinkten begabt. Diese jungen Draufgänger mit gewaltigen Haarschöpfen und Wickelgamaschen gerieten zwanzig Meter vorm Feinde in einen heftigen Streit, weil einer den anderen Schnappsack geschimpft hatte, fluchten dabei wie Landsknechte und rühmten sich mit großem Prahlen. ‘Mensch, alle haben doch nicht so’n Schiß wie du!’ schrie zuletzt einer und rollte allein noch fünfzig Meter Graben auf.”(13)

Jünger schneidet hier nicht besonders auf. Gegen Ende des Krieges existierte auch so etwas wie eine—nicht auf Deutschland beschränkte—Verrohung der Menschen. Der Krieg schneiderte sich seine Menschen selber. Von den Kriegsfreiwilligen des ersten Weltkrieges führte ein grader Weg zum dann so benannten ‘Wunder des deutschen Soldaten’ im zweiten Weltkrieg. Kriegsozialisierte, Menschen, die erst in den Schulen, dann in den Kasernen auf das Töten abgerichtet wurden.

Sie tun, was man ihnen sagen wird. Letztlich verantwortlich sind die, die das Sagen haben. Deren Leben bewegt sich auf dem kurzen Weg zwischen den "Kerls" (den einfachen Soldaten) und dem "Kasino" (den Feierabendvergnügen). Kurt Tucholsky hat das alles in seinen "Militaria"(14) beschrieben. Jüngers Aufsätze zur Dienstordnung und zur Ausbildung der Soldaten in der Reichswehr sind weithin unbekannt. Aber sie stellen das know how zu einer Theorie und Praxis dar, wie wir sie in den "Stahlgewittern" vorgeführt bekommen haben.

"Wir sehen also, daß zwei Arten des Angriffs in der Tiefenzone zur Anwendung kommen müssen, der *planmäßige, überlegte*, der Schritt für Schritt vorgetragen wird, wo der organisierte Widerstand dazu zwingt, und der rücksichtslos *vorgepeitschte*, bei dem der Wille zum Siege und der eigene Plan auch die letzten Abwehrtrümmer des Gegners in den rückflutenden Strudel reißt. Beide Arten des Angriffs führen erst in der wechselseitigen Unterstützung zum Erfolg, jede ist nur an ihrem Platze richtig; die richtige und unmittelbare Anwendung ist eine Kunst und als solche letzten Endes nicht erlernbar, sondern unterworfen dem angeborenen Führerinstinkt."(15) (Hervorhebungen im Original!)

Das auch war Jünger eine Kunst. Er beherrschte sie und lehrte, wie sich Menschen gegenseitig um ihr Leben bringen. Dieser Autor arbeitete seiner Zeit als Schriftsteller und militärischer Erzieher an der Fortsetzung des Völkermords. Sein Ziel war nicht die plebiszitäre Variante der "Ästhetisierung des Krieges" (Walter Benjamin) wie der deutsche Faschismus. Sein Ziel war die elitäre Variante. Er schrieb mit Herrenblick. Peter Wapnewskis Essay zu Ernst Jünger klammert das Frühwerk und damit "In Stahlgewittern" aus. Das sei ein Zeitdokument, dem der Wissenschaftler und Kritiker nichts hinzuzufügen habe. Aber "In Stahlgewittern" insbesondere wurde als Literatur gelesen, nicht als historisches Dokument. Es diene ganzen Offiziersgenerationen als intellektueller und ethischer Maßstab. Mystisch-irrationale Neigungen, wie Peter Wapnewski sie im

Gesamtwerk aufgespürt hat, sind gerade in Jüngers frühem Kriegsbuch "In Stahlgewittern" bestimmend. Es gibt also nicht nur keinen Grund, "In Stahlgewittern" als eine Art Jugendsünde und Tabuzone im Werk eines Autors zu übersehen: es führt ein direkter Weg von "In Stahlgewittern" zum Gesamtwerk. "Jüngers Stil, der vielgerühmte, kristallene, transparente, marmorne Stil des Florettschreibers, des Kaltnadelradierers, er zeichnet sich oft aus durch jene Unklarheit, die den mystisch-irrationalen Neigungen seines Autors entspricht; ...Allemaal aber handelt es sich um den Fall einer Persönlichkeitsverengung, die sich im Bewußtsein ihrer Reduktion mit um so fanatischerem Eifer auf die austastende Musterung der Kernsubstanz konzentriert, auf solche Weise zu maßloßer Innenschau, zu rauschhaftem Autismus gertieben. Eben die hypertrophen Eigentümlichkeiten, etwa die des legendären Kriegshelden und seiner nahezu somnambul gelenkten Tapferkeit, die defizienten Zonen im Bereich des Musischen, im Bereich der *desinvolture*: sie nötigen zu Kompensationsakten von imponierender und zwanghafter Einseitigkeit."(16)

Wie ungebrochen die Jüngersche "Ästhetisierung des Krieges" noch während des zweiten Weltkrieges in Jüngers Werk lebendig war, das mag die vielzitierte, berüchtigte Tagebucheintragung vom 27. Mai 1944 in Erinnerung rufen. "Alarme, Überfliegungen. Vom Dache des 'Raphael' sah ich zweimal in Richtung von Saint Germain gewaltige Sprengwolken aufsteigen, während Geschwader in großer Höhe davonflogen. Ihr Angriffsziel waren die Flußbrücken. Art und Aufeinanderfolge der gegen den Nachschub gerichteten Maßnahmen deuten auf einen feinen Kopf. Beim zweiten Mal, bei Sonnenaufgang, hielt ich ein Glas Burgunder in der Hand. Die Stadt mit ihren Türmen und Kuppeln lag in gewaltiger Schönheit, gleich einem Kelche, der zu tödlicher Befruchtung überflogen wird. Alles war Schauspiel, war reine, von Schmerz bejahte und erhöhte Macht."(16)

Vom Vernichtungsflaneur zum Vernichtungsvoyeur, das ist auch ein Weg aus dem ersten in den zweiten Weltkrieg. Mit

Ernst Jünger ist es wie mit dem Faschismus: beide kamen aus dem Krieg und hatten ihn auf je eigene Weise lieben und benutzen gelernt.

Vor dreißig Jahren schrieb Alfred Andersch über die drohende Entfesselung eines dritten Weltkrieges: "In der Zwischenzeit, in der wir leben, muß man die Lehre des 1. August 1914 bedenken. Es gab damals Verantwortliche. Es gibt sie auch heute. Sollte es zu einem neuen Krieg kommen, so wird er gemacht sein. Man kann ihn nicht einfach als Schicksal auffassen. So billig ist das Schicksal nicht zu haben."

Das ist eine Lehre, sie ist simpel und gilt ungetrübt bis heute. Nur nennt man in der Bundesrepublik "Schicksal" nicht mehr "Schicksal". "Schicksal" heißt heute "Ernstfall", "Tag X" oder "Tag V"—V wie Verteidigung, natürlich. Im Namen der Verteidigung wird der drohende Krieg vorbereitet, schicksalsgefaßt wartet eine Mehrheit auf den Erstschat in einem dritten, atomar geführten Weltkrieg. Noch sind die deutschen Minen z.B. in Nordafrika nicht geräumt. Noch ist das Giftgas des letzten Krieges nicht aus der Ostsee geborgen, da lagern Giftgas und Atomminen für den nächsten Krieg auf deutschem Boden. Alte Bunker werden wieder flott gemacht. Soldaten der Hitlerschen Armee treffen sich mit Soldaten der bundesrepublikanischen Armee. Nach der politischen "Wende" (1983) verkündete der neue Verteidigungsminister den alten Wert von "Befehl und Gehorsam". "Mehr Praxisbezug, Menschenführung und militärfachliche Lehre" sollen bei der Ausbildung der Soldaten der Bundeswehr berücksichtigt werden.

Nach dem Erstschat wird es weder Befehl noch Gehorsam geben. Selbst das im Herbst 1984 erstmals durchgeführte Manöver "Massengrab" wird seinen Sinn(!) verloren haben.(17) "Es gibt keine Waffe in der Geschichte der Menschheit, die nicht de facto verwendet worden wäre."(18) Das wird der auch in Japan nicht unbekannte Schriftsteller und Philosoph Günther Anders nicht müde zu wiederholen.

"Wirf ein, zwei Atombomben"—das ist keiner von Ronald Reagans entsetzlichen Witzen (die auf der 'anderen' Seite kennen

wir nicht!). Das ist eines der 1984 gerade in der Bundesrepublik käuflichen Plan- und Brettspiele. "Fulda-Gap", "Hof-Gap" und "Berlin '85"—noch sind es Spiele.

Herrenspiele.

"Euroshima" darf nicht Wirklichkeit werden.

ANMERKUNGEN

- (1) Ernst Jünger, In Stahlgewittern, 1920, zit. nach der Ausgabe 1941, S. 1
- (2) In Stahlgewittern S. 2
- (3) In Stahlgewittern S. 2f.
- (4) In Stahlgewittern S. 3
- (5) In Stahlgewittern S. 3f.
- (6) In Stahlgewittern S. 4
- (7) Alfred Lichtenstein, Die Schlacht bei Saarburg, zuerst erschienen in: Aktion 5, Nr. 9/10, 27. Februar 1915, Sp. 107. Vorabdruck (zusammen mit der Todesnachricht) in: Berliner Börsen-Courier Jg. 47, Nr. 88, 22. Februar 1915 S. 6; von Franz Pfemfert als 'letztes Gedicht Lichtensteins' bezeichnet. Alfred Lichtenstein hatte schon in den kriegsbegeisterten Augusttagen 1914 den Schwindel des deutschen Nationalismus erkannt.
- (8) In Stahlgewittern S. 99
- (9) In Stahlgewittern S. 91
- (10) ebenda
- (11) In Stahlgewittern S. 257
- (12) Siehe auch Eckhardt Momber, 's ist Krieg! 's ist Krieg!, Versuch zur Literatur über den Krieg 1914-1933, Berlin, Das Arsenal 1981
- (13) In Stahlgewittern S. 295
- (14) Kurt Tucholsky, Militaria, in: Ges. Werke, Bd. 2, Hamburg Reinbek 1974
- (15) Ernst Jünger, in: Militärwochenblatt 1923, Nr. 3, S. 53; dazu Nr. 32, S. 58 und vgl. auch Jüngers 'Skizze der modernen Gefechtsführung', ebenda Nr. 20, S. 433
- (16) Peter Wapnewski, Ernst Jünger, Der Sprachdenker, der Stilist und das Maß, in: Zumutungen, Essays zur Literatur des 20. Jahrhunderts, Düsseldorf 1979
- (17) in: ZEIT-Magazin vom 21.9.84, S. 38ff.
- (18) Zuletzt in der Süddeutschen Zeitung am 20.11.83